Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 8

Artikel: Auch eine Theorie

Autor: Volmar, F.A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634728

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

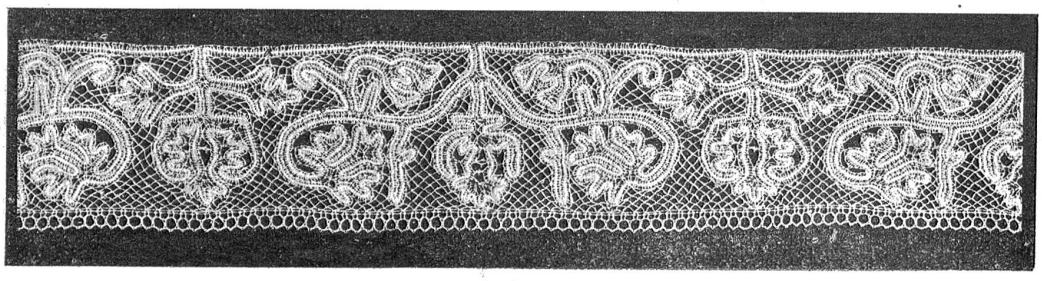
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

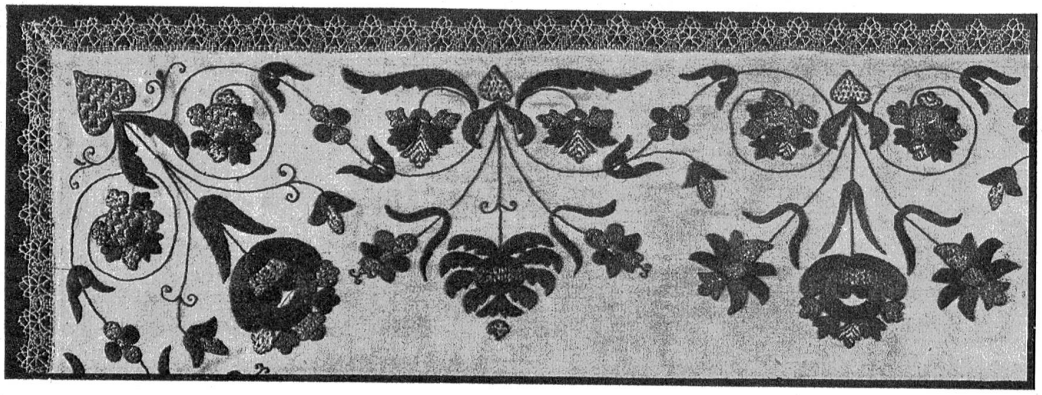
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch





Ungarische Volkskunst. —Nachbildung altungarischer Stickereien des Isabellavereins.

Urgeschichte des Magyarenvolkes hinein und führt bis Nordchina, Indien, Baktrien.

Der Ausstellung ist ein durch Herrn Jeangros zusammengestellter Führer beigegeben, der neben sehr zahlreichen Abbildungen ungarischer Volkskunst und Handarbeiten sehr wertvolle Artikel enthält: eine Definition des Begriffes Volkskunst aus der Feder von Herrn Györgyi, Direktor des Kunstgewerbemuseums, über die Lehrwerkstätten des Hrn. Direktor Agotai, und außerdem einen von fraulichem Geist getragenen Artikel von Frau Minister v. Parcher. Die Ausstellung wird auch in andern Schweizerstädten gezeigt werden.

Hedwig Correvon.

Auch eine Theorie.

Ueber die Greisenhaftigkeit des Abendlandes wird immer mehr geschrieben. Aber was gemeinhin als Anzeichen bedenklichen Alterns angeführt wird, könnte schließlich ebenso gut als Merkmal einer Uebergangszeit betrachtet werden. Einen eigenen Weg bei der Diagnose des gegenwärtigen Zustandes unseres Erdteils geht Professor Dr. Paul Waldemar Schnabo. Man hat, wie uns der namhafte Forscher zu erklären beliebte, bei den bisherigen Untersuchungen das eine vergessen: daß nämlich Europa, wie es der Name besagt, eine Dame ist, eine nunmehr schon betagte Dame, deren natürliches Bestreben es ist, sich mit Hilfe zahlreicher Mittelchen möglichst lange jung zu erhalten.

— Diese Mittelchen ausfindig zu machen und auf ihr besonderes Wesen hin zu erforschen, habe ich mir zur Aufgabe gemacht. Für heute möchte ich Sie nur auf folgende Erscheinungen aufmerksam machen ... das heißt ... was halten Sie beispielsweise von Kupierung des Pferdeschweifes, von der Namenkupierung, von der „jugendlichen Mode", vom Bubikopf? —

Ohne daß ich Zeit gefunden hätte, den sich augenblicklich aufhellenden Beziehungen zwischen diesen Dingen nachzugehen, führte Professor Schnabo in sprudelnder Rede ungefähr folgendes aus:

Diese Dinge sind gar nicht voneinander zu trennen. Man muß das fühlen. Beginnen wir mit dem gestutzten Pferdeschweif. Der Höhepunkt dieser widerlichen Mode ist zwar vorüber, aber überwunden ist sie nicht. Als wesentliche Wirkung des gestutzten Pferdeschweifes auf die menschliche Psyche haben wir den Eindruck der Verjüngung zu verzeichnen. Ein Pferd mit einem kupierten Schweif hat immer etwas jugendliches an sich, und sei es auch eine alte Mähre. Dies haben sich denn auch fragwürdige Pferdehändler zunutze gemacht; das Schweifstutzen ist ein beliebter Trick, alte Gäule zu verjüngern, sie interessant zu machen, wenn man bei Pferden so sagen kann. Bei menschlichen Stuten — mit Verlaub — kann man, muß man jedenfalls so sagen. Man stutzt hier zwar keinen Schweif, aber auch Haare, und die Wirkung ist genau dieselbe. Die Bubifrisur macht den stupidesten Kopf einigermaßen annehmbar, gibt dem banalsten Gesicht etwas interessantes — und dies bedeutet für ein altes oder ältliches Gesicht Verjüngung. Wie es verschiedenartig kupierte Schweife gibt — langhaarig, halblanghaarig und kurzhaarig kupierte — so sehen wir auch Bubiköpfe vom jugendfrohen und -tollen bis zum kühl- und blasiert kecken. Eine Ma oder eine Lo muß einen streng stylisierten Bubikopf haben. Eine Susi oder eine Hedy mag einen Wuschelkopf tragen usw. Da sind wir bereits bei der Namenkupierung. Allen diesen gestutzten Namen liegt die gleiche Eigenschaft wie dem Bubikopf, wie dem kupierten Pferdeschweif zu Grunde: die verjüngende Wirkung stellen Sie sich vor, daß in Ihrer Verwandtschaft eifrig von einer Grety gesprochen wird, die nächstens für Sie erstmals auftauchen soll. Sie freuen sich bei diesem Namen unzweifelhaft auf ein liebes junges Mädchen — dafür platzt eine Sprengbombe von etlichen vierzig Jahren in dem Familienkreis. Bei „Emmy" denkt man an ein sympathisches, lebensfrisches junges Fräulein — muß aber allenfalls die Bekanntschaft einer dürren Jungfer machen. — Ja, diese Dinge stehen alle in enger Beziehung; es gibt z. B. ein Zusammenhang zwischen einem unverstümmelten Pferdeschweif und dem nichtkupierten Namen Elisabeth. Genug, so viel ist sicher — und hier schlug der Forscher mit der Faust auf den Tisch — der Bubikopf und die moderne Namenabkürzung, das ist Betrug! Und daß der Bubikopf sich in Amerika rasend ausgebreitet hat, bestätigt mir nur die Ansicht, daß, wenn Europa zusammenkracht, Amerika jedenfalls bald nachfolgt.

— Aber die Mode des kurzen Rockes, das ist doch gewissermaßen etwas Zukunftsfrohes?

Verzeihen Sie, aber diese Ansicht scheint ganz Ihrer oberflächlichen Betrachtungsweise zu entsprechen, entgegnete der Forscher sehr ernst.

Auch diese Erscheinung liegt ganz in der Linie der angedeuteten bedenklichen Entwicklung. Es wurde wiederholt ausgeführt, und es ist Tatsache, daß der überwiegenden Zahl der heutigen Frauen- und Mädchengesichter jene schöne Klarheit und tröstliche Ruhe, jener Friede fehlt, wie wir dies in den Bildnissen vergangener Jahrhunderte finden. Statt dessen zeigen heute, vornehmlich in der Großstadt, selbst ganz junge Mädchen — und übrigens auch die Jünglinge — eine nervöse Gespanntheit, die Müdigkeit der maschinenmäßigen Tageshetze, ein blasiertes Wissen, eine ewige Sucht nach Genuß und doch eine putenhafte Leere im Ge-

sicht, das ja damit einen recht pikanten Anstrich erhalten mag, besonders im Rahmen des Bubikopfes. Das sind spezifisch moderne Gesichter, in denen es sich gar nicht zu lesen lohnt. Früher wurde den Einzelheiten des weiblichen Antlitzes viel mehr Aufmerksamkeit und Bewunderung zu Teil, dafür schätzten sich die Verehrer auch schon glücklich, wenn sie das Füßchen der Schönen zu Gesichte bekamen. Heute müssen die enthüllend bekleideten Beine erster Anreiz sein — eine schlimme Veräußerlichung...

Ich wollte gerade mit Eifer von den Vorzügen des kurzen Rockes sprechen, da ertönte von draußen ein silberhelles Mädchenlachen, erfrischend wie ein Springquell. Das sinnende Gesicht des Gelehrten schien auf einmal von Traurigkeit und Verbitterung erfüllt, ich spürte keine Lust, weiter zu diskutieren. Ich ertappte mich, wie ich an einem hübschen, jugendfrohen Mädchenkopf herummalte, — ich glaube, es war so ein süßer Bubikopf — er kam mir bekannt vor und doch konnte ich mich nicht erinnern, ihn je gesehen zu haben... Das machte das Lachen, das klingende Lachen.

Wenn man noch so lachen kann, und wenn ein solches Lachen noch ein so liebes Bild in uns zu wecken vermag, dann, sagte ich mir, muß es mit der Veräußerlichung und mit dem ganzen Untergangsrummel noch nicht so schlimm stehen. Ich verabschiedete mich und ging in den Sommerabend hinaus. F. A. Volmar.

Blick in eine Bananenkammer.

Bananen.

In einem unerhört raschen Siegeszug haben diese exotischen Früchte die Welt erobert. Ganze Berge werden Tag für Tag auf den Marktplätzen der Städte aufgeschichtet; am Abend sind sie meist verschwunden — aufgegessen.

Wo und wie wachsen sie und wie kommen sie zu uns? Diese Fragen seien hier kurz beantwortet.

Die Banane ist eine tropische Pflanze. Bei uns und in den südlichen Ländern Europas gedeihen sie wohl wie Palmen und andere exotische Ziergewächse bei guter Pflege in den Gärten, aber ihre Früchte vermögen nicht zu reifen, wenigstens nicht so, daß der handelsmäßige Anbau sich rentierte. Dies ist einzig in tropischen Ländern der Fall. In Mittel- und Südamerika, in Hinterindien, auf den Canarischen Inseln, in Polynesien usw. wird die Banane in großem Maßstabe kultiviert.

Fünf Meter hoch ragt die einjährige Bananenpflanze aus dem Boden. Wie bei einer Palme wachsen lange, schirmartige Blätter aus dem Stamm heraus. Aus der obersten Blattachsel sproßt eine etwa 50 Zentimeter lange tulpenförmige Blüte. Die dicht aneinander liegenden Blumenblätter öffnen sich, rollen sich zurück und lassen die jungen, fünfkantigen Früchtchen hervortreten. In dem Maße, wie die Früchte wachsen, wächst auch die Blüte aus der Mitte heraus zu einer langen Traube, an der die Früchte, dicht aneinander sitzend und rückwärts gerichtet, in vielen — bis 12 — Etagen angewachsen sind.

Um die vielen Früchte zum Reifen zu bringen, muß man die beschatteten Blumenblätter wegpflücken und den Bananen selber die oberste Spitze abschneiden. Da eine einzelne Pflanze ca. 150 Früchte trägt, kann man sich die große Arbeit denken, die dieses Beschneiden in einer ganzen Plantage verursacht. Dazu kommt, daß die Pflanzen fleißig begossen werden müssen.

Die Fruchtstöcke werden abgeschnitten, wenn die Banane noch grün ist. Das Ausreifen geschieht in extra geheizten Räumen der großen Früchtehandlungen am Orte des Verbrauches (siehe obenstehende Abbildung). Das Verpacken und Verschicken erfordert große Sorgfalt und viel Arbeit. Darum kommen die Früchte relativ so hoch zu stehen im Verkauf. Auf den Canarischen Inseln beispielsweise holt man die Fruchtstöcke in Wolldecken gewickelt auf Automobilen oder Ochsenkarren in den Packraum der Bananenfarm; dort sortiert und wägt man sie, packt sie dann sorgfältig in eine Watteschicht und in ein Packpapier, und darum legt man erst noch ein leichtes Holzgestell, damit ja die Früchte auf dem Seetransport nicht beschädigt werden. Es gibt auch extra eingerichtete Bananenschiffe, in denen die Fruchtstöcke unverpackt aufgehängt werden können. Millionen solcher Bananentrauben kommen, wie gesagt, in die europäischen und amerikanischen Städte. Hunderttausende verdienen daran. Aber, wie man sieht, geht das nicht ohne Arbeit. Das möge jeder bedenken, der glaubt, über den hohen Preis der Bananen wettern zu müssen. Vielleicht wäre ihm, dem das Bananenessen zu kostspielig ist, mit der Rückkehr zum billigeren einheimischen Obst, das nicht weniger gut und gesund ist, geholfen. Er möge es einmal probieren.

Die Kirchenräuber.

Von Hanna Heß.

In einer häßlichen Spelunke am Ufer eines trägen, gelben Flusses saßen eines Abends drei wilde Gesellen um den schmierigen Wirtstisch, spielten lärmend um den gärenden Trank, der in trüben Gläsern vor ihnen stand und erzählten sich derbe Gespenstergeschichten. Ihr gröhlendes Lachen wurde immer heiserer und ihre Blicke suchten in schlecht verhülltem Grausen die Ecken ab, die sich wie feige Feinde in undurchdringliches Dunkel zurückbogen. Die übelriechenden Rauchwolken, aus dem Dunst schlechter Zigarren und schmutziger Kleider zusammengeballt, wogten unruhig um das flackernde Talglicht und verdichteten die gruselnde Gespensterstimmung.

Carlo, der jüngste der drei Gesellen, lachte plötzlich hellauf: „Es scheint wirklich, wir fangen an, uns wie kleine Kinder ob unsern eigenen Geschichten zu fürchten. Ha! ha!" Das Lachen brach sich mißtönig an dem grauen Gemäuer und fiel auf die Zecher zurück.

„Schweig doch! Wer weiß...! flüsterte der alte Martino heiser und stierte einer Rauchwolke nach, wie sie eilends mit gestrecktem Leib in eine der Ecken flüchtete und dort von der Dunkelheit gierig aufgesogen wurde. „Wer weiß... Einmal spotteten mein kleiner Bruder und ich über meines Bruders Schutzpatron. Am andern Tage fiel mein kleiner Fratello in den Fluß. Wir haben ihn nie wieder gefunden."

„Bah, komm uns doch nicht mit deinen Kinderstubenmärchen. Hätte der Knirps besser aufgepaßt, es wäre ihm